

Das Heerwesen in Brandenburg und Preußen von 1640 bis 1806. Bd. 1: *Olaf Groehler*, Das Heerwesen, 2. Aufl., Berlin: Brandenburgisches Verlagshaus 2001, 144 S., 16,90 € [ISBN 3-89488-013-9]. Bd. 3: *Heinrich Müller*, Die Bewaffnung, 2. Aufl., Berlin: Brandenburgisches Verlagshaus 2001, 240 S., 16,90 € [ISBN 3-89488-019-8].

Das Brandenburgische Verlagshaus veröffentlichte zum Preußenjahr die Neuauflage seiner "Trilogie" über das Heerwesen in Brandenburg und Preußen von 1640 – 1806.

Für die Rezension lagen jene über das Heerwesen und die Bewaffnung vor; der Band über die Uniformierung fehlte. Die Bände waren 1991 bzw. 1993 erstmals erschienen. Die Neuauflage ist stabiler und weiß mit Hardcover und besserer Bindung zu gefallen, was der Haltbarkeit der Bücher zugute kommt.

Der Autor des Bandes über das Heerwesen, Olaf Groehler, hatte bereits 1966 im Militärverlag der DDR ein Buch über die Kriege Friedrichs II. veröffentlicht, welches bis 1990 mit geringen Änderungen durch das Brandenburgische Verlagshaus weiter vertrieben wurde. In dem jetzt vorliegenden neuen Band über das Heerwesen kommt er erwartungsgemäß ohne Formulierungen wie "politische Intentionen der herrschenden Klasse", "imperialistisches System der BRD" aus und ohne Beschimpfung von Kollegen aus dem damals anderen Teil Deutschlands als "demagogische Meister der nationalen Phrase". Möglicherweise um einen Vergleich nicht gar zu delikat werden zu lassen, wird im Band über das Heerwesen ganz auf Vorwort oder Einleitung verzichtet.

Das erste Kapitel des Bandes über das Heerwesen beschäftigt sich mit "Soldatenalltag und Soldatentypus", dann "Werden und Wachsen des preußischen Offizierskorps", "Orden und Auszeichnungen in der Armee", "Organisation der preußischen Armee", mit Unterkapiteln z. B. für die Waffengattungen, das Sanitätswesen und die Feldprediger. Am Ende steht "Entwicklung der Taktik und Strategie in der brandenburgisch-preußischen Armee". Wie im Titel angezeigt, wird in jedem Kapitel der Bogen von den Anfängen der Armee unter dem Großen Kurfürsten bis zur Schlacht von Jena und Auerstedt geschlagen. Den jeweils größten Teil nimmt in der Regel die Regierungszeit Friedrichs des Großen ein.

Groehler zeichnet ein fast herkömmliches Bild der preußischen Armee und ihres Alltags, was bei den ganzen zehn Werken im Literaturverzeichnis nicht verwunderlich erscheint. An vielen Stellen sind die nicht mehr überprüfbar und altbekannten Zahlen aus Curt Janys Geschichte der Königlich Preußischen Armee zu finden, die bekanntlich mehr nach Gusto denn nach wissenschaftlichen Maßstäben gesetzt wurden. Um so bedauerlicher ist es, dass Groehlers Werk ohne jegliche Anmerkungen auskommt, um hier die Spreu vom Weizen trennen zu können.

Die Armee des Kurfürsten wird als hochmotivierte Freiwilligen-Truppe beschrieben (S. 7), in der es keine Desertionen gegeben habe. Des Nachdenkens wert ist die aufgestellte Theorie, dass jener Esprit de Corps erhalten blieb, bis die hohen Verluste im spanischen Erbfolgekrieg die gewaltsame Werbung erforderte (S. 14). Die nur unter drakonischsten Strafmaßnahmen Dienenden hätten naturgemäß eine andere Einstellung zum Dienst gehabt.

Die darauf folgenden Beschreibungen der Desertion als Flucht von Tausenden liegen nicht auf der Höhe der neuesten Forschung. Es ist mittlerweile höchst fraglich, ob die Desertionszahlen in der Zeit Friedrichs des Großen prozentual höher waren als ein halbes Jahrhundert danach oder gar in den Armeen vor dieser Zeit. Dass eine Deserteur "ohne Gnade gehängt wurde" (S. 23), stimmt in dieser Vereinfachung nicht. In Friedenszeiten und bei einer "normalen" Desertion, d. h. keine Körperverletzung o. ä. war damit einhergegangen, bestand die Strafe im mehrfachen Spießrutenlaufen. Ein preußischer Soldat war durch seine aufwändige Ausbildung viel zu wertvoll, um ihn gleich zu töten. Ganz anders lag die Situation, wenn es in Kriegszeiten zu einer schwierigen militärischen Situation wie einer Belagerung oder einem unglücklichen Rückzug kam. Um die Disziplin aufrechtzuerhalten, kam es zu summarischen Exekutionen von Desertoren, bisweilen unter grausamen Umständen.

Den "Ausländern" in der brandenburgisch-preußischen Armee widmet Groehler erfreulich viel Raum. Erstmals in einer nichtwissenschaftlichen Publikation werden diese korrekt als ausschließlich abrechnungstechnische Einteilung definiert (z. B. S. 29), deren Herkunft aus dieser Bezeichnung nicht abgeleitet werden kann. Ein "Ausländer" in der preußischen Armee stand dauerhaft bei der Kompanie, im Gegensatz zu den In-/Einländern, die nur während

der zwei Monate Exerzierzeit bei der Truppe anwesend waren und auch nur für diese Zeit Sold erhielten. "Ausländer" konnten Freiwillige aus den kantonsfreien Städten Berlin oder Potsdam sein, aus Bayern oder Italien kommen. Es konnten auch ehemalige Einländer, "unsichere Kantonisten", sein, die sich als unzuverlässig erwiesen hatten und nun dauerhaft bei der Truppe bleiben mussten, bis sie ihre Zeit abgedient hatten.

Durch eine bemüht seriöse, altmodische Ausdrucksweise, mit häufigen Formulierungen wie "es dünkt schon erstaunlich" (S. 36) oder "sich durch billigste Verdienung ein Zubrot zu verdienen" (S. 26), erhält der Text einen bisweilen possierlichen Charakter.

Der Band besitzt etwa 140 Textseiten, welche in der Regel auf jeder zweiten Seite mit Abbildungen ausgestattet sind. Das ist für solch ein komplexes Thema vielleicht doch etwas zu knapp geraten. Weder die Versorgung der Soldatenfrauen und ihr Alltag noch das Leben der Invaliden noch die Interaktionen mit der Zivilbevölkerung spielen in Groehlers Werk eine entsprechende Rolle.

Es mag für den Laien eine kurze, bunte Einführung in die Thematik des altpreußischen Heerwesens sein, für den Wissenschaftler ist es wegen seiner fehlenden Nachweise, der eingeschränkten Literaturgrundlage und der mangelnden Einbindung moderner Themen kaum von Interesse.

Dass es auch anders geht, zeigt Heinrich Müller mit seinem Band über die Bewaffnung. Er hatte im selben Verlag bereits mehrere heereskundliche Bücher veröffentlicht. Müllers Band fällt mit über 220 Seiten deutlich umfangreicher aus. Zahlreiche Waffen und Ausrüstungsgegenstände werden in hervorragender Qualität nicht nur als Ganzes, sondern auch in einzelnen Details fotografiert abgebildet.

Nach Vorwort und "Einleitenden Bemerkungen" folgt ein Kapitel, welches in sehr kurzer Form den "Übergang von Söldnerheeren auf Zeit zu stehenden Heeren" erläutert. Darauf folgen die Kapitel über die Bewaffnung der Infanterie, der Kavallerie und der Artillerie, jeweils mit zahlreichen Unterkapiteln. In seinen "Einleitenden Bemerkungen" weist der Autor auf den kulturellen und oft auch künstlerischen Wert von Waffen hin und die Notwendigkeit, sie nicht nur zu restaurieren und zu erhalten, sondern auch in Museen zugänglich zu machen (S. 10-11). Am Beispiel des "Kölnischen

Stadtmuseums" beschreibt er den mangelnden Sachverstand und die Ideologisierung, unter denen oft mit Waffen umgegangen werde. Dort seien alte, wertvolle Waffen auf einem Haufen aufgetürmt worden, um sie Ereignissen einer nun scheinbar friedlicheren Epoche gegenüberzustellen (S. 12). Ein in der Tat fragwürdiges Verfahren. Auch in anderen Museen, wie z. B. in Potsdam, ist zu beobachten, dass einzigartige Waffen eingelagert und überhaupt nicht mehr ausgestellt werden, weil es möglicherweise nicht mehr dem Zeitgeist entspricht. Korrekt weist Müller darauf hin, dass sich der Geist des Militarismus nicht in den Waffen, sondern den Köpfen der Menschen verberge und dass die materielle Hinterlassenschaft der Menschheit nicht nach gut und böse getrennt werden könne.

Im Kapitel über den "Übergang von Söldnerheeren auf Zeit zu stehenden Heeren" geht der Autor darauf ein, dass nicht nur soziale und strukturelle Bedingungen für den "neuen" Soldaten geändert wurden. Seit König Friedrich I. und verstärkt unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm I. suchte der Monarch nach waffentechnischer Autarkie zu streben. Warum dies so war, wird auf den ersten Blick nicht deutlich und wird auch von Müller nicht hinterfragt. Es bedeutete schließlich den Einsatz erheblicher Investitionen, eine Waffenindustrie in Potsdam und Berlin zu begründen. Dabei waren die neu gefertigten Waffen wesentlich teurer als die importierten und besaßen stellenweise auch noch eine schlechtere Qualität. Über sechs Reichstaler kostete anfangs eine in Potsdam gefertigte Muskete, während Importe aus Lüttich und Suhl für vier Taler zu haben waren. Erst auf lange Sicht, und dies war des Soldatenkönigs Planungsrahmen, sollten sich die enormen Investitionen "auszahlen". Friedrich Wilhelm I. plante für den Krieg seines "Successors", den dieser auch vom Zaun brach. Der jetzt enorme Bedarf von mehreren hunderttausend Musketen war durch Importe nicht zu decken. Zumal diese nicht zuverlässig in Preis und Lieferdatum waren und vom Feind abgefangen werden konnten. Trotz der enormen Stückzahlen, welche das Monopolwerk Potsdamer Gewehrfabrik schließlich herstellte, musste Friedrich der Große noch weitere Musketen importieren. Die Tatsache, dass Millionen Musketen für die altpreußische Armee hergestellt wurden, trotzdem aber immer Bedarf war und heute nur noch siebzehn vorhanden sind, ist nicht einfach zu erklären. Die hohen Verlustzahlen gerade im Siebenjährigen Krieg sind sicher ein Anhaltspunkt. Wenn

ein Soldat fliehen musste, verlor er in der Regel zuerst seine Kopfbedeckung und warf dann sein Gewehr weg. Auch Desertionen wurden in der Regel ohne Gewehr unternommen. Die heute als M 1723 bezeichnete preußische Infanteriemuskete wog immerhin knapp fünf Kilo, das gekürzte Nachfolgemodell M 1740 ein Kilo weniger. In Preußen waren Waffen in Privatbesitz verboten und zu Jagdzwecken eigneten sich die Armee-Musketen wegen ihrer geringen Präzision und des nur rudimentären Visiers überhaupt nicht.

Es handelte sich bei der Potsdamer Gewehrfabrik nur um einen Teil eines "Waffenimperiums", welches von den beiden Bankiers David Splitgerber und Gottfried Adolph Daum beherrscht wurde und zahllose Manufakturen und Betriebe in und um Berlin einschloss. Die enormen Vergünstigungen für beide Unternehmer wurden in der "Allerhöchsten Resolution" deutlich, welche Friedrich Wilhelm I. für Splitgerber und Daum am 31. März 1722 erließ (S. 30):

Der König erklärte sich bereit, für die Gebäude und die schweren Geräte (einschließlich Ambosse) zu sorgen, während sich die beiden Unternehmer nur um die kleinen Werkzeuge zu kümmern brauchten. Alle Gebäude wurden unentgeltlich repariert und der König sorgte für die Beförderung der Meister, Gesellen und deren Familien aus "fremden Landen" nach Potsdam. Allen wurde freie Religionsausübung gestattet und Friedrich Wilhelm I. befahl, eine kleine katholische Kirche auf dem Innenhof der Gewehrfabrik zu errichten. Die gefertigten Gewehre waren steuerfrei und durften an Kunden verkauft werden, "die nicht etwa mit Seiner Königl. Maj. oder den Alliierten im Krieg begriffen" sind (S. 31). Das Pulver zum Beschuss der Läufe ließ der König kostenlos liefern. Sogar das Branntweinverbot wurde für die Arbeiter aufgehoben. Außerdem mussten sie die Werbung nicht fürchten. Andere Gewehrfabriken durften im Land nicht angelegt werden.

Dies waren selbst für die Frühe Neuzeit generöse Bedingungen. Sie geben einen Hinweis darauf, dass es für den König gar nicht so leicht gewesen sein dürfte, willige Unternehmer zu finden, die eine Waffenindustrie aufbauten. Splitgerber und Daum verdienten im Laufe der folgenden Jahre unter diesen Traumbedingungen ein Vermögen und pachteten im ganzen Land weitere Minen, Kanongießereien und Pulvermühlen. Nur die Ablieferung mangel-

hafter Ware und die schlechte Behandlung ihrer Arbeiter brachte sie hin und wieder ins Gerede.

Um Ersterem zu entgehen, hatte der König vorgesehen, dass die Musketen unter den Augen eines Artillerieoffiziers Probe geschossen wurden. Nur die Einwandfreien wurden angenommen und man schlug so genannte Beschusszeichen in den Lauf ein. Dieses Verfahren wird heutzutage noch bei allen Handfeuerwaffen angewandt, die in den Handel kommen. Die Beschusszeichen, zusammen mit den Meisterzeichen, die an anderen Teilen der Waffe angebracht waren, um sie bei Fehlern verantwortlich machen zu können, dienen heute als Hauptmerkmale der Identifikation und zeitlichen Einordnung von Handfeuerwaffen. Es ist ein Verdienst Müllers, dass er detailgenau in einer Tabelle im Anhang des Buches die Beschusszeichen aller bekannten altpreußischen Handfeuerwaffen aufgeführt hat.

Die Nachsicht und Generosität Friedrich Wilhelms hinsichtlich der beiden Entrepreneurs Splitgerber und Daum verringerte sich nach deren Etablierung. Möglicherweise hatten sie auch zu viele mangelhafte Produkte geliefert. Im Jahre 1738 bestellte der Soldatenkönig 8.000 Kürasse bei den beiden Unternehmern. Es wurden genaue Vorgaben gemacht, aus welchem Eisen diese zu sein hatten. Das Pulver für den Beschuss mussten die Lieferanten bezahlen. Jeder einzelne Kürass musste einem Beschusstest auf 30 Schritt unterzogen werden "und diejenige Schusse, so durch gehen, oder das Eysen spalten, auch wen nur in der Beule so der Schuß dem Cürass machet ein risgen vorhanden so wie eine meßer schneiden groß, selbige werden verworfen, und nicht angenohmen." (S. 180) Bei den ersten Tests durchschlugen allerdings 60 % aller Kugeln die bis zu 9 Kilo schweren Kürasse, weswegen die Lieferanten den Antrag stellten, die Schussentfernung auf 37 Schritt zu erhöhen. Die Entscheidung des Königs teilt uns Müller leider nicht mit.

Dies sind nur einige Beispiele für die Einbindung von Akten oder Selbstzeugnissen in Müllers detailreicher Arbeit. Es hätten gerne mehr sein können. Die mit der Akribie des Heereskundlers vorgenommenen Beschreibungen von Degenklingen, deren Handschutz Mal aus Messing, Mal vergoldet ist, lassen den Text bisweilen etwas trocken werden. Es wird bei der Menge der von Müller gelieferten Daten auch deutlich, dass in diesem Bereich für den Historiker noch lose Enden zu verknüpfen sind. Die "Waffentechnik" der alt-

preußischen Armee gehört zum Alltagsleben des Soldaten. Auch in den modernen Arbeiten sind Überlegungen dazu jedoch nur vereinzelt zu finden.

Es wäre zu wünschen gewesen, dass die zahlreichen Fachbegriffe in einem Glossar erklärt würden. Der Laie mag sich noch denken können, wo sich das Daumenblech einer Muskete befindet (am oberen Kolbenhals), aber wo befindet sich das Schwanzschraubenblatt und welche Funktion hat es (auf der linken Seite der Muskete, fixiert den Mechanismus)? Was bedeutet die Aufschrift auf Kanonen W: 24 C : 9 F ? (W[iegt] 24 C[entner] 9 [P]F[und]) etc.

Müller hat ein Referenzwerk für alle vorgelegt, die sich mit den waffentechnischen Aspekten der altpreußischen Armee und allem, was damit zusammenhängt, eingehend beschäftigen wollen. Es verfügt nicht nur über einen Anmerkungsapparat, sondern auch über ein umfangreiches Literaturverzeichnis.

Jörg Muth